CARLA FREIECK
SO VIELE JAHRE

CARLA FREIECK

SO VIELE JAHRE

Roman

DIANA

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir
uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand
zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

FSC
www.fsc.org
MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496

Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Originalausgabe 12/2018
Copyright © 2018 by Diana Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Redaktion: Heike Hauf
Umschlaggestaltung: Favoritbüro GbR, München
Umschlagmotiv: © Christoph Hetzmannseder/Gettyimages
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany
ISBN 978-3-453-35941-3

www.diana-verlag.de
Besuchen Sie uns auch auf www.herzenszeilen.de
Dieses Buch ist auch als E-Book lieferbar.

Zwei Dinge sollten Kinder von ihren Eltern bekommen: Wurzeln und Flügel

Johann Wolfgang von Goethe

PROLOG

»Passen Sie doch auf!« Der Mann wirft ihr böse Blicke zu. Sie hatte ihn nicht bemerkt. Auch andere Passanten sehen auf. Eine junge Frau mit Kinderwagen nimmt ihren Arm.

»Wo möchten Sie denn hin? Kann ich Ihnen helfen?«

Sie senkt den Blick und schüttelt sie ab. Im Weitergehen sieht sie, wie die Frau mit einem Polizisten spricht. *Die Polizei, dein Freund und Helfer.* Der Satz breitet sich in rasender Geschwindigkeit in ihrem Kopf aus. Wie ein Echo hallt er ihr entgegen. *Die Polizei, dein Freund und Helfer.* Der Polizist kommt auf sie zu. Ihre Gedanken fangen wieder an zu schwimmen, sie kann sie nicht festhalten.

»Kommen Sie«, sagt er, »ich helfe Ihnen.«

Sie lässt zu, dass er ihren Arm nimmt und sie zu seinem Wagen führt.

»Steigen Sie ein. Ich bringe Sie auf die Wache.«

Ihre Zähne schlagen aufeinander. Sie muss ruhig bleiben, die Panik beherrschen.

Die Polizei, dein Freund und Helfer.

Die Wärme im Auto ist tröstlich. Nur ihr nasser Rock klebt kalt an ihren Beinen.

Wo bin ich hier?

Warum fällt ihr das nicht ein?

UNZUFRIEDEN

I

Ich stehe vor dem großen Spiegel im Bad und schaue mich an. Zweiundfünfzig gelebte Jahre haben Spuren hinterlassen. Im Gesicht und am Körper.

Ich bin eine Frau. Und als solche definiere ich mich zu einem großen Teil über mein Aussehen. Vor Kurzem habe ich in einem Bericht über die Tier- und Pflanzenwelt einer Region gelesen: *Die Natur kennt weder hässlich noch schön. Schönheit ist ein von den Menschen gemachtes Ideal. Also immer subjektiv.*

Wir Menschen brauchen Schubladen. Kategorien. Wie basteln uns Definitionen für alles Mögliche und stellen diese dann als allgemeingültig dar. Schön ist, wer ein ebenmäßiges Gesicht hat, eine schlanke, gerade gewachsene Figur und volles glänzendes Haar.

Äußerlich betrachtet könnte man also sagen, bin ich *schön*. Immer noch. Ich bin schlank, mittelgroß, habe halblange braune Haare und braune Augen. Das ist objektiv.

Auch mein Gesicht ist in Ordnung. Der Mund ist vielleicht etwas zu groß geraten, aber das stört mich nicht. Es ist kein makelloses Gesicht, aber es ist eines, das gut zu mir passt. Das ist subjektiv.

Die jugendliche Frische ist allerdings dahin. Um die Augen liegen Falten. Und zwischen Nase und Mundwinkel haben sich richtige kleine Furchen eingegraben. Ich achte auf mein Gewicht, das schon, aber ich bin nicht

verbissen. Es geht ohne große Anstrengung, ohne ständigen Verzicht. Da habe ich Glück. Auch was meine Haare angeht. Sie sind kräftig und noch immer naturbraun.

Ja, für mein Alter sehe ich noch ganz gut aus. Erschreckend, wie wichtig mir das ist. Deshalb sauge ich Komplimente immer auf wie ein Schwamm. Das von Ben zum Beispiel, als er vor ein paar Tagen sagte: »Mama, du hast immer noch den besten Oma-Hintern, den ich kenne.«

An Tagen wie diesen packe ich sie aus. Als könnten sie mir Halt geben und mir beistehen, während ich mit meinen Dämonen kämpfe.

Und so stehe ich auch heute vor dem Spiegel und führe meinen Monolog. Stumm und tausendmal erprobt.

Es geht mir gut. Wir sind glücklich, Andreas und ich.

Wir führen eine gute Ehe.

Das ist die Einleitung.

Andreas verdient genug. Wir haben mehr als wir brauchen. Ein schönes Haus, zwei Autos und mindestens zwei Urlaube im Jahr.

Das ist der Mittelteil.

Wir sind gesund. Andreas und ich, unsere Kinder, unser Enkelkind, auch meine Mutter und meine Schwester – wir sind alle gesund!

Das ist die Hauptsache!

Und es stimmt ja auch. Kein Grund, sich zu beklagen. Unser Zusammenleben funktioniert wie am Schnürchen, besonders seit die Kinder aus dem Haus sind. Wir kennen uns so gut, seit dreißig Jahren sind wir verheiratet, und immer gehen wir respektvoll miteinander um. Wir wissen genau, was der andere erwartet, wissen genau, wie wir uns verhalten müssen, damit diese *Reibungslosigkeit* erhalten bleibt.

Es ist Montagmorgen. Hinter mir liegt ein ereignisloses Wochenende. Trotzdem fühle ich mich müde und erschöpft. Vielleicht liegt es daran, dass ich Migräne hatte. Dieser Dämon hat das Feld wieder geräumt. Jetzt kann ich mich um die anderen kümmern. Ich greife zur Bürste und fahre mir mit schnellen Strichen durch die Haare, weich und glänzend fallen sie mir ins Gesicht, dann reiße ich mich von meinem Spiegelbild los. Auf dem Weg nach unten schließe ich die Fenster, die ich am frühen Morgen zum Lüften geöffnet habe, unterwegs räume ich allerlei verstreut liegende Utensilien zusammen. Auf der Kommode im Flur liegt ein Blatt mit Andreas' Notizen. Alles lässt er irgendwo liegen. Alles räume ich ihm hinterher. Ich zerknäule den Zettel und stecke ihn in meine Jackentasche. Die Wut in mir fühlt sich gestreichelt.

Ich schnappe mir den Autoschlüssel, meine Handtasche und den Einkaufskorb. Was koche ich heute? *Fröschebein und Krebs und Fisch*. Früher habe ich gern gekocht. Früher. Früher habe ich auch noch gern mit meinem Mann geschlafen.

Das Telefon klingelt. Es ist Andreas.

»Hallo, Schatz, schön, dass ich dich noch erwische. Fred und Sonja wollen am Wochenende kommen. Zum Grillen. Passt das?«

Nein. Das passt nicht. Ich habe keine Lust auf Fred und Sonja, keine Lust auf Grillen und Small Talk. Keine Lust darauf, so zu tun, als wäre ich die, die ich zu sein scheine.

»Ja, klar«, sage ich.

»Gut. Kuss. Bis heute Abend.«

»Ja. Bis heute Abend.«

Ich fühle mich überrumpelt. Warum habe ich nicht gesagt, dass ich keine Lust auf Fred und Sonja habe.

Das Telefon noch in der Hand, zucke ich zusammen, als es schon wieder klingelt. Dieses Mal ist es Ben. Ben ist sechsundzwanzig und studiert BWL. Seit sieben Jahren. Ben ruft an, wenn er etwas braucht. Meistens Geld.

Ich lasse es läuten. Ich bin sowieso schon spät dran. Außerdem ist meine Stimmung im Keller. Da bin ich nicht in Geberlaune.

Reiß dich bloß zusammen! Alles ist gut!

Ein Blick aus dem Fenster gibt mir die Bestätigung: Ja. Alles ist gut. Es ist Juni, der Sommer hat gerade erst begonnen, im Garten blühen die Rosen, und bald fahren wir in den Urlaub. Nur in mir drin, da ist nichts gut. Ich bin eine dunkle, schwere Masse.

Hör auf damit! Du hast doch überhaupt keinen Grund, dich so zu fühlen. Katrin, meine Freundin, hat gesagt, ich hätte eine depressive Verstimmung, das würde schon wieder vergehen. Sie kenne sich damit aus. Ich solle mich mit schönen Dingen beschäftigen. Ich versuche es, aber ich finde immer weniger Dinge schön.

Vielleicht sind es einfach die Wechseljahre. Die Hormone spielen verrückt. Alles ganz normal. Außer der Angst. Ich glaube nicht, dass meine Angst etwas mit meinen Hormonen zu tun hat. Es sei denn, ich wäre schon seit etwa meinem zehnten Lebensjahr in den Wechseljahren. Neben der Migräne ist der Dämon Angst mein schlimmster Feind. Nachts besucht er mich im Traum. Tags ist er wie ein Schatten, eine unsichtbare Bedrohung. Immer lauert er, nie lässt er mich aus den Augen. An guten Tagen gibt er einigermaßen Ruhe. Dann dämmert er irgendwo vor sich hin. An besonders guten Tagen könnte man fast glauben, es gäbe ihn gar nicht. Dann wiegt er mich in Sicherheit. Aber auf gute Tage folgen schlechte.

Wehe, wenn ich nicht aufpasse. Dann springt er mich an wie ein Tier, wühlt sich in meine Eingeweide, höhlt mich von innen aus. Bis nichts mehr übrig ist von mir.

Die Wut ist Dämon Nummer drei. Wenn die Angst ein Schatten ist mit variabler Größe, dann ist die Wut ein Stück Glut, das in mir schwelt und nur darauf wartet zu brennen. Ich weiß nicht, woher sie kommt. Ich weiß auch nicht, was sie von mir will. Aber sie ist da. Tief in mir drinnen.

Solange ich die Kontrolle behalte, ist mein Leben regelbar. Solange ich die Peitsche schwinge und meine Dämonen auf ihren Platz verweise, habe ich die Situation im Griff. Aber sie werden fordernder. Die schwarzen Tage und Löcher wollen ans Ruder. Ich weiß nicht, wie lange ich mir mit meiner Peitsche noch Respekt verschaffen kann.

Ich schaue auf die Uhr und gebe Gas. Noch neun Minuten, und es sind sieben Kilometer bis zum Arbeitsplatz. Unterwegs ignoriere ich zwei gelbe Ampeln und weiche einer unvorsichtigen Katze aus. Plötzlich fängt es an zu regnen. Eine fette schwarze Wolke hat sich vor die Sonne geschoben. Ich schalte die Scheibenwischer ein und schneide die vor mir liegende lang gezogene Kurve. Noch drei Minuten.

Wir wohnen auf dem Land, aber mit Stadtnähe. Ein guter Ort zum Wohnen. Der Verkehr hält sich in Grenzen, und man hat alles in der Nähe, was man braucht.

Eine Minute vor acht. Ich parke und greife beim Aussteigen nach meiner Handtasche. Eine laute Stimme lässt mich zusammenfahren. »Du blöde Kuh, du wirst schon sehen!«, höre ich einen Mann schreien. Mir bricht der

Schweiß aus. Er ist auf der anderen Straßenseite, und ich sehe, wie er eine Frau am Arm packt und sie herrisch weiterzieht. Die Frau wirkt schwach, vielleicht ängstlich, sie wehrt sich nicht. Mein Herz beginnt zu rasen, schnell laufe ich in Richtung Büro und atme erleichtert auf, als sich die schwere Glastür hinter mir schließt.

2

Die Bürotür ist noch abgeschlossen, was mich überrascht. Ich bin selten vor meiner Kollegin da. Das Telefon klingelt.

»Hallo Thea, guten Morgen!«, begrüßt mich Manfred. »Sonja hat gerade angerufen. Sie hat sich die ganze Woche krankgemeldet. Kannst ja Helmut Bescheid sagen, wenn er kommt.«

Xanthippe ist krank. Frust und Erleichterung halten sich die Waage. Wenn meine Kollegin die ganze Woche fehlt, muss ich wohl Überstunden machen. Aber dafür habe ich das Büro für mich allein. Das bedeutet: Kein Kompetenzgerangel, keine giftigen Blicke und keine blöden Schimpftiraden, weil ich mal wieder einen Stift auf den falschen Platz gelegt habe. Die Waagschale mit der Erleichterung sackt nach unten.

Ich arbeite halbtags in einem Ingenieur- und Architekturbüro. Wahrscheinlich weil ich selbst einmal Architektin werden wollte. Stattdessen wurde ich schwanger. Das Beste an meiner Arbeit ist, dass ich mit meinem Verdienst keine Familie ernähren muss. Das Schlechteste ist meine Kollegin Sonja, mit der ich die Stelle teile. Sie ist eine alte Hexe. Ich und meine Erschöpfung, wir ignorie-

ren sie. Ich und meine Wut, wir nennen sie Xanthippe. Klein und kompakt, dabei voller *Negativ-Energie*, so marschiert sie im Staccato-Takt durchs Gebäude, steckt ihre neugierige Nase in alles und nichts und macht mir mit ihrer unverhohlenen Abneigung das Leben schwer. Ich möchte es nicht, aber ich lasse es zu. Ich kann nicht anders. Mindestens einmal im Monat erwäge ich, den Job bald an den Nagel zu hängen. *Scheiß doch auf dieses kleine Stück Unabhängigkeit*. Genau dieser Gedanke macht ihn erträglich. Deshalb bleibe ich.

Das Büro ist modern und freundlich. Zwei aneinanderstehende Schreibtische, PCs, Monitore, Drucker, Faxgerät. Ein hohes Regal mit Ordnern steht an der einen, ein Wandschrank, mit einer kleinen Küche mit Kühlschrank, Spüle und Kaffeemaschine an der anderen Wand. Unmodern ist nur der riesige, hässliche Gummibaum, der vor zwei bodentiefen Fenstern steht. Er hat große ledrige Blätter, die jetzt im Licht der Morgensonne glänzen wie polierte Schuhe. Ich mag keine Gummibäume. Sie sind spießig und erinnern mich an den Muff der Sechziger- und Siebzigerjahre. Es ist Sonjas Baum. Sie gießt und düngt ihn mit Hingabe. Einmal in der Woche wischt sie seine Blätter mit einem feuchten, milchgetränkten Papiertuch ab. Ich fürchte, er wird auch eine Woche ohne Milch und Wasser überleben.

Mein Handy gibt einen leisen Glockenton von sich. Eine Nachricht von Katrin.

Wie findest du das? Ist das nicht ein Traum?, schreibt sie. Ich kann nicht darauf antworten, weil mein Handy beim Öffnen des beigefügten Fotos versagt.

Kann das Bild nicht öffnen.

Macht nix. Schick dir's als Fax.

Als ich das Fax in der Hand halte und endlich erkennen kann, was für Katrin ein Traum ist, bohrt sich sofort eine kleine Faust in meinen Magen. Es ist nur das Bild eines Hauses, einer alten Villa, wahrscheinlich aus dem Anfang des letzten Jahrhunderts. Aber alte Häuser, speziell solche Villen, lösen in mir immer sehr ambivalente Gefühle aus. Einerseits erkenne ich ihre Schönheit, und die Architektin in mir bleibt nicht unberührt davon. Andererseits finde ich sie immer irgendwie bedrohlich. Ihre Geschichten mögen für andere Menschen anziehend sein, für mich sind sie es nicht. Ich mache einen großen Bogen um ihre Geheimnisse.

Willst du dort Ferien machen?, schreibe ich mit schnellen Fingern zurück.

Nein. Ein Freund von Jens hat es gekauft. Er hat es mir gerade geschickt.

Ach so. Jens ist Katrins Bruder, seinen Freund kenne ich nicht. *Muss jetzt weitermachen, habe höllisch viel zu tun, Xanthippe ist krank.*

Es gibt wirklich eine Menge Arbeit, wie die Aktenberge auf meinem Schreibtisch belegen. Sie lassen erahnen, was mich auch in den nächsten Tagen erwarten wird. Jeden Tag in dieser Woche werde ich mehr arbeiten, als mein Vertrag es vorsieht, und jede Nacht weniger schlafen, als es meiner allgemeinen Verfassung guttut. Ich stopfe das Fax in meine Handtasche und lege los.

Eigentlich arbeite ich gerne. Auch deshalb, weil intensives Arbeiten mich sofort ruhig werden lässt. Auch heute. Die nervöse Unruhe lässt nach, das Gefühl der Bedrohung, das das Foto in mir ausgelöst hat, verschwindet. Nur die Erschöpfung bleibt. Ich vergleiche einige Ange-

bote und lege einen Preisspiegel an. Im Ignorieren von Erschöpfung bin ich unschlagbar.

Als ich etwa ein Viertel der gestapelten Akten abgearbeitet habe, bekomme ich Besuch von meinem Kollegen Peter, der einen mir unbekannten Mann im Schlepptau hat.

»Moin, Thea.«

»Hallo. Guten Morgen.«

»Das ist Herr Seitz. Firma Altras.«

Herr Seitz ist attraktiv, sehr attraktiv sogar, und nach meiner Schätzung etwa Ende vierzig. Er lächelt mir zu und gibt mir die Hand.

»Guten Morgen.«

»Guten Morgen. Thea Brandner«, stelle ich mich vor und lächle zurück.

Peter wendet sich ab. »Ich wollte uns einen Kaffee holen.«

»Nur zu, es ist alles schon vorbereitet«, sage ich.

»Wie war dein Wochenende?«

»Danke, ganz gut. Und deins?«

»Auch. Was macht Andreas?«

»Arbeitet viel, aber alles im grünen Bereich. Und Sandra und die Kinder?«

»Gut so weit. Der Große kommt in die Pubertät.«

»Auweia!«

»So, wir müssen. Danke für den Kaffee.«

»Gerne.«

Die ganze Zeit lässt der Besucher mich nicht aus den Augen. Und die ganze Zeit registriere ich, dass er mich nicht aus den Augen lässt.

»Auf Wiedersehen, Frau Brandner«, sagt er mit einem letzten Blick und einem Lächeln in meine Richtung.

»Auf Wiedersehen, Herr Seitz«, erwidere ich und lächle ebenfalls. Ich lächle auch noch, als die Tür hinter ihnen sich längst wieder geschlossen hat. Ich vergesse nie zu lächeln. Manchmal ertappe ich mich dabei, dass ich abends den Wecker anlächle, während ich ihn stelle. Aber dieses Lächeln jetzt ist echt und unverstellt. Sozusagen ein Lächeln von ›innen nach außen‹. Ich lächle, weil ich das Interesse in den Augen von Herrn Seitz gesehen habe. Und weil ich glaube, dass es mir galt. Und weil es sich wie ein Sonnenstrahl anfühlt. Ein heller kurzer Moment.

Ich greife nach der nächsten Akte. Die grobe Kostenkalkulation für einen Kindergarten. Zu teuer, die Stadt braucht eine günstigere Variante. Wir sind ein vielseitiges Unternehmen, planen Häuser, kümmern uns um Gebäudeverwaltungen, erstellen Gutachten und statische Berechnungen. Und ich kenne mich ziemlich gut aus. Mit Genehmigungsplanungen oder Gutachten oder Baugesetzbüchern. Ich kann Ausschreibungsprogramme bedienen, Preisspiegel erstellen und nebenbei die Buchhaltung erledigen. Was die HOAI – die Honorarordnung für Architekten und Ingenieure – angeht, macht mir so schnell keiner was vor. Ich bin die Meisterin der Interpolation. Meine offizielle Berufsbezeichnung lautet Assistentin der Geschäftsführung, was den Eindruck von Wichtigkeit vermittelt. Kaffee kochen und ganz viel lächeln gehören auf jeden Fall dazu.

Irgendwann gönne ich mir eine Tasse Milchkaffee und eine Banane, um zwölf Uhr schickt mir Helmut eine Mail.

Bitte den Brief an Gärtner fertig machen. Der Auftrag ist unter Dach und Fach. Schick ihm die Konditionen mit. Und prüf

doch bitte noch die beiden Rechnungen von gestern. Wir hatten darüber gesprochen. Gruß Helmut

Das ist wieder typisch, denke ich. Wir sitzen in nebeneinanderliegenden Räumen, aber nie kommt er zu mir, um seine Anweisungen mündlich zu überbringen. Sozusagen von Angesicht zu Angesicht.

Das Verhältnis zu meinem Arbeitgeber ist ohnehin ambivalent. Einerseits ärgere ich mich über das Ungleichgewicht zwischen Arbeit und Verdienst. Andererseits bin ich seit mehr als zwanzig Jahren im Betrieb. Das verbindet. Das schafft ein Wir-Gefühl.

Das Telefon klingelt. »Hallo, Mama. Ich bin's«, höre ich meinen Sohn. »Du, ich hab ein neues WG-Zimmer. Kann ich am Wochenende dein Auto haben? Für den Umzug?«

»Na gut«, sage ich. »Ich will Oma besuchen, aber ich denke, ich kann Papas Auto nehmen.«

»Super! Danke! Dann hole ich den Wagen morgen früh. Ich muss Schluss machen, hab gleich Vorlesung. Tschüss Mamuschka, bleib sauber!«

»Apropos sauber: Zu Hause stehen zwei Körbe mit frischer Wäsche von dir. Die kannst du dann mitnehmen. Tschüss, mein Schatz, bis morgen.«

Ich lege auf, im gleichen Moment fällt mir ein, dass Andreas am Samstag den ganzen Tag in Wiesbaden ist. Wegen des Seminars. Ich schließe kurz die Augen, reibe meine Stirn. *Verdammt*, denke ich. Damit ist klar, dass der Sonntag meiner Mutter gehört.

Es ist typisch für Ben, mich mit solchen Anliegen zu überrumpeln. Er kennt meine Schwächen. Und er nutzt sie aus. Er ist kein schlechter Kerl. Nur einer, der gern den Weg des geringsten Widerstands geht, über wenig Aus-

dauer verfügt und größere Anstrengungen – seien sie körperlicher oder geistiger Art – scheut. Sein Aussehen hilft ihm dabei. Er wirkt sensibel, zart und doch irgendwie sportlich und männlich. Lockige hellbraune Haare harmonieren perfekt mit großen braunen Augen und mädchenlangen Wimpern. Und dann dieser besondere Zug um den Mund. Ein sehr markanter Mund. Ein Mund, der alles Mädchenhafte vergessen lässt. Klar, ich bin seine Mutter, aber auch andere Frauen bemerken das. Und seine Freundinnen wechseln so oft wie seine beruflichen Ideen.

Am Ende meines Arbeitstages ist mein Nacken völlig verspannt. Vorsichtig bewege ich den Kopf hin und her, massiere kurz mein Genick, schalte alle Geräte aus und schnappe mir Jacke, Schlüssel, Handtasche und die vorbereiteten Unterlagen für Helmut. Er ist mein Chef, und zumindest in dieser Hinsicht kann ich mich nicht beklagen. Er erwartet viel, aber er ist fair. Manchmal versetzt mich sein grenzenloser Optimismus in Erstaunen. Egal, wie miserabel unsere Auftragslage auch ist, es scheint seinen Idealismus niemals nachhaltig zu beeinträchtigen. Die Grenzen zwischen Arbeit und Freizeit sind bei ihm fließend, die Firma steht an erster Stelle. Ich bin sicher, Helmut liebt seine Frau und seine Kinder sehr, aber im Falle eines Wettbewerbs räume ich ihnen keine großen Chancen ein. Diese Maßstäbe legt er gerne auch bei seinen Mitarbeitern an, was nur bedingt funktioniert. Bei Sonja vielleicht noch am besten. Sie ist sozusagen mit der Firma verheiratet. Ich vermute in Ermangelung anderer Bewerber.

Als ich sein Büro betrete, telefoniert er gerade. Wir

nicken uns zu, ich lege ihm die geforderten Unterlagen auf den Tisch und verabschiede mich mit einem Lächeln. Anstatt schnurstracks Richtung Ausgang zu laufen, mache ich noch einen kleinen Umweg an Peters Büro vorbei. Nicht aus Notwendigkeit, sondern aus Neugier. Um auszuloten, ob der gut aussehende Herr Seitz noch im Haus ist. Auf mein Klopfen kommt keine Antwort. Ich drücke den Türgriff, aber es ist abgeschlossen. Mittagspause. Sicher auch für Herrn Seitz.

Und was kommt jetzt? Ach ja, richtig. Der Einkaufsmarkt. Ich weiß immer noch nicht, was ich kochen soll. Vorher muss ich auch noch zur Apotheke. Und Andreas' Jacke muss in die Reinigung.

Obwohl es heute warm ist, friere ich plötzlich. Ich sehne mich nach meinem weichen, warmen Bett. Und weiß genau, dass ich meiner alten Feindin nicht entkomme. Ein leichtes Ziehen im Hinterkopf, kleine weiße Flecken im Sichtfeld, die typischen Vorboten.

Hallo, Migräne. Wie hast du mich gefunden?

Ich hab dich nicht gefunden. Du hast mich gerufen.

Noch im Büro schlucke ich eine Tablette. Es hat keinen Sinn zu warten. Dieses Spiel habe ich schon zu oft gespielt, ich kenne die Regeln.

3

Ich habe mich entschieden. Für Ratatouille und Salat. Während ich hektisch durch die Gänge eile, hierhin und dorthin greife, um den Wagen rasch mit Notwendigkeiten und kleinen Annehmlichkeiten des Alltags zu füllen, grüße ich freundlich nach allen Seiten und lächle. Die

kleine Stadt ist ein Dorf, man kennt sich, und ich habe meine Rolle. Meine Rolle ist die der taffen Ehefrau, Hausfrau, Mutter, die alles im Griff hat und nebenbei noch einen anstrengenden Bürojob erledigt. Meine schwarzen Löcher gehen niemanden etwas an.

Zu Hause öffnet Andreas mir die Tür, noch bevor ich den Schlüssel ins Schloss stecken kann.

»Hallo. Na, mein fleißiges Bienchen. Noch Reserven im Tank?« Er umarmt mich und küsst mich auf den Mund.

Reserven, denke ich, *welche Reserven?* Ich erwidere den Kuss und lächle. »Hallo, Schatz! Ja, klar. Die besonders Fleißigen werden am Abend mit einem Wellness-Programm belohnt.«

»Oha, soll ich mich drum kümmern?«

»Lieber nicht. Du denkst ja nur an deine Wellness. Ich dachte eher an ein Entspannungsbad.«

»Ich könnte dir den Rücken einseifen. Du weißt, ich helfe gern, wenn ich kann.«

Ich lächle ihn schief an. »Danke. Das bedeutet: Nein danke! Ich bade allein. Warum bist du eigentlich schon da?«

»Weil ich ein paar Überstunden abfeiere. Und am Samstag ist auch noch das Seminar.«

»Ich war einkaufen. Hast du schon Hunger?«

»Bärenhunger. Ich habe seit dem Frühstück nichts mehr gegessen.«

»Okay. Dann fange ich gleich an zu kochen.«

»Soll ich dir helfen?«

Na klar! Warum nicht? Du könntest das Gemüse schneiden, während ich versuche, mein schwarzes Bauchloch zu stopfen.

Ich schnappe mir die Einkäufe und marschiere Richtung Küche. »Nein, lass nur«, sage ich. »Ich mach das schon.«

»Gut, dann bereite ich mich mal auf das Seminar vor. Ist ein neues Thema.«

Bevor ich anfange zu kochen, räume ich das schmutzige Geschirr vom Morgen in die Spülmaschine und verstaue die Einkäufe. Ich lege Schneidebrett, Messer und Gemüse bereit, schnappe mir eine Aubergine und fange an zu schneiden. Erst längs. Dann quer. Ich schließe die Augen, führe das Messer mit meiner rechten, halte die Aubergine mit der linken Hand und schneide. Einmal, zweimal …

Ein kurzer Schmerz. Nicht unangenehm. Ich kann mich auf diesen Schmerz konzentrieren und den anderen einen Moment lang ignorieren. Die Wunde ist nicht groß. Ich sehe einen Blutstropfen, der sich an der Fingerkuppe formt und auf die Arbeitsplatte fällt. Dort vermischt er sich mit einer kleinen Wasserlache. Blut und Wasser. Eine perfekte Symbiose.

Ich setze mich auf einen Stuhl, wickle ein Papiertuch um den Schnitt und starre an die Wand. An Tagen wie heute kann ich *es* kaum ertragen. *Was kannst du nicht ertragen? Was ist ›es‹?* Es gibt kein *es*. Nur mich. An Tagen wie heute kann ich *mich* kaum ertragen. Warum bin ich nur so?

Reiß dich zusammen!

Ich rapple mich auf, schnipple das restliche Gemüse klein und füge am Ende Gewürze, Kräuter, Olivenöl und etwas Brühe dazu.

Während das Essen im Backofen schmort, bereite ich einen Salat vor und lege eine Ladung frisch gewaschener

Wäsche zusammen. Dann hole ich Teller und Besteck und gehe damit auf die Terrasse. Andreas liebt es, im Sommer draußen zu essen. Und ich liebe den Geruch des Sommers. Der Duft von frisch gemähtem Gras steigt mir in die Nase. *Bestimmt wird es bald wieder besser*, denke ich. Ich hoffe immer, dass *es* besser wird. Ich weiß nur nicht wie. Ich weiß noch nicht einmal was.

4

Der Sommer meint es auch weiter gut mit uns. Seit Tagen scheint die Sonne, seit Tagen haben wir Temperaturen oberhalb der 25-Grad-Marke. Spontan backe ich einen schnellen Obstboden. Es ist ein altes Familienrezept, die Zutaten werden per Löffel abgemessen, es geht wirklich ziemlich fix. Nachher werde ich den Kuchen mit Erdbeeren belegen und ihn dann mit frischer Sahne servieren. Ich sehe uns schon alle im Garten an der Kaffeetafel sitzen und lächle vorfreudig in mich hinein. Gleichzeitig frage ich mich, ob es mir *nur* darum geht, das Bild eines ›glücklichen‹ Familienlebens zu inszenieren. Ich hinterfrage mein Tun ständig. Aber nicht immer habe ich eine Antwort.

Mit Papier und Stift bewaffnet, setze ich mich wenig später an den großen Küchentisch und streiche sanft über seine narbige Fläche. Es ist ein schöner alter, antiker Weichholztisch, ein Tisch, den Andreas vor vielen Jahren auf einem Möbelflohmarkt gefunden hatte und der von mir mühevoll aufgearbeitet wurde. Ein Tisch mit einem Gesicht, hinter jeder Kerbe steht eine Geschichte. Er ist unser Herzstück, unser Kommunikationszentrum. Acht

Leute können hier bequem sitzen, wenn man ihn auszieht sogar zwölf. Seit die Kinder aus dem Haus sind, sitzen Andreas und ich hier allerdings meistens allein. Mehr zum Essen und weniger zum Reden. Die Zeit der Diskussionen hat sich mit dem Erwachsenwerden unserer Kinder still verabschiedet.

Das Papier ist meine To-do-Liste. Mein Leben ist nicht nur ein geregeltes, sondern auch ein geplantes. Ich plane alles Mögliche und mache mir ständig To-do-Listen. Egal ob es um Zahnarzttermine, Besuche bei meiner Mutter oder das Fernsehprogramm geht: Ich überlasse nichts dem Zufall. *Mama anrufen, Himbeeren ernten, Marmelade kochen*, schreibe ich. Ach ja, und: *Schreiben an Versicherung*. Es geht um einen Wildschaden, den ich mit meinem Wagen hatte. Über ein Jahr ist das her, und es ist die dritte Aufforderung, den anteiligen Schaden zu bezahlen. Ich schaue nach draußen. Die Fensterscheibe zeigt mir, was noch zu tun ist. Ich greife nochmals zum Stift: *Küchenfenster putzen!*

Die Sonne lockt, ich gehe in den Garten. Zu den Himbeeren. Dabei komme ich an der Schaukel vorbei, einem Überbleibsel aus der Zeit, als unsere Kinder noch klein und ich eine junge engagierte Mutter war. Engagiert bis zum Erbrechen. Im Schulelternbeirat, Initiatorin von Kinderkleiderbasaren, Mitbegründerin einer Nachmittagsspielgruppe. Jeden Tag Programm. Musikalische Früherziehung, Klavierunterricht, Tennisstunden. Später noch Nachhilfe. Ich war viel unterwegs.

Die Sonne blinzelt mir freundlich ins Gesicht, ich kann nicht widerstehen und lasse mich auf der Schaukel nieder, ich schließe die Augen. Vor und zurück. Der Wind streicht sanft über mein Gesicht. Vor und zurück.

Meine Schultern sacken nach unten, die Gedanken fangen an zu wandern. Bis die Stimme meiner Tochter mich wieder aus dem Dämmermodus holt.

»MAMA!«

»Nora? Ich bin hier draußen. Auf der Schaukel.«

Seit der Geburt ihrer Tochter vor elf Monaten schaut Nora oft bei uns vorbei. Sie kommt meist am frühen Mittag, sie kennt meine Arbeitszeiten. Frida sitzt auf der Hüfte ihrer Mutter und richtet ihre blauen Babyaugen auf mich. Sie lacht. Sofort werde ich von einer Welle zärtlicher Gefühle erfasst. Ich nehme Nora das weiche Baby ab und stecke meine Nase in seine blonden Locken.

»Du bist früh dran heute«, sage ich.

»Ach, ich bin am Ende. Frida motzt die ganze Zeit. Sie kriegt Zähne.« Sie hält das gefaxte Bild mit der alten Villa vor mein Gesicht. »Was ist das?«

»Ach das. Nichts weiter«, sage ich unangenehm berührt. Ich hatte das Blatt auf den Stapel mit Altpapier gelegt und fast schon wieder vergessen. »Das ist nur ein altes Haus. Ein Freund von Katrins Bruder hat es gekauft.«

»Es ist ein schönes Haus.«

»Hhmm«, nuschle ich unbehaglich und weiche Fridas kleiner klebriger Hand aus. »Wie lange könnt ihr bleiben? Ich habe Erdbeerkuchen gemacht.«

»Oh, fein. Wann gibt's Kaffee?«

»Gegen vier. Wenn dein Vater kommt.«

»Okay.« Sie schaut kurz auf die Uhr und wendet sich ab. Im Gehen wirft sie uns eine Kusshand zu. »Ich bin drin. Falls ihr mich braucht.«

Nora liebt ihre Tochter, keine Frage, trotzdem ist sie für jede Chance, ihrer Mutterrolle wenigstens für kurze Zeit zu entkommen, dankbar. Ihr Studium zur Kunstpäda-

gogin hat sie vor mehr als einem Jahr abgeschlossen. Hochschwanger, aber mit guten Ergebnissen. Jetzt fühlt sie sich ausgebremst. Alleinerziehend und im Dauerstress, ich weiß, dass sie das unzufrieden macht.

Sie arbeitet stundenweise bei einem Kulturmagazin, verdient auch nicht schlecht dabei, aber es ist nicht das, was sie sich vorgestellt hat. Natürlich war die Schwangerschaft nicht geplant. Wie die Mutter, so die Tochter. Andererseits müsste sie nicht so leben. Fridas Vater, Tom, ist Informatiker. Ein verantwortungsbewusster, zuverlässiger Mann. Er bekennt sich zu seinem Kind und stellt sich der Verantwortung. Sowohl in finanzieller als auch in emotionaler Hinsicht. Ich glaube, er würde sich sehr gerne und in aller Konsequenz auch zur Mutter des Kindes bekennen, wenn sie ihn nur ließe.

Als ich zehn Minuten später mit Frida auf dem Arm das Haus betrete, finde ich meine Tochter auf dem Sofa liegend vor dem Fernseher. Eine der ebenso zahlreichen wie geistlosen Nachmittagssoaps läuft auf dem Bildschirm. Ich betrachte sie. Sie sieht Andreas sehr ähnlich. Viel ähnlicher als mir. Die blauen Augen, der Schwung ihrer Augenbrauen, die dunklen Haare. Auch ihre vollen, gut geformten Lippen hat sie von ihm, nicht aber den missmutigen Zug, der im krassen Gegensatz zur Weichheit ihres Gesichts steht.

»Was?«, fragt sie. Ich sage nichts. Mit Frida auf der Hüfte gehe ich an ihr vorbei in die Küche und räume das Geschirr in die Spülmaschine. Mit Frida auf der Hüfte schneide ich anschließend die verwelkten Rosenblüten im Garten ab und ernte die überreifen Himbeeren. Und immer noch mit Frida auf der Hüfte decke ich schließlich ihre schlafende Mutter auf der Couch zu.

Als Andreas nach Hause kommt, hat Nora ausgeschlafen und fällt ihrem Vater um den Hals. »Hallo Papa, hast du mich auch so vermisst wie ich dich?« Sie begrüßt ihn mit einer Überschwänglichkeit, die sie für mich nie hat. Das ist eine Feststellung, keine Klage. Andreas und Nora sind auf eine Art miteinander vertraut, die mich ausschließt. Das war schon so, als Nora noch sehr klein war. Nie habe ich versucht zu intervenieren. Ich wusste, dass es keine Frage von Liebe ist. Es ist eine Frage des Gleichklangs, der seelischen Verbundenheit.

Ich decke den Tisch und serviere Kaffee und Erdbeerkuchen. Die Luft ist mild, Dutzende Schmetterlinge schwirren um den Flieder und tauchen ihre kleinen Rüssel in die winzigen Blütenkelche. Vorsichtig werfe ich einen Blick in den Kinderwagen. Jetzt ist es Frida, die schläft.

»Der Kaffee ist fertig«, rufe ich Andreas und Nora zu. Wir setzen uns an den gedeckten Tisch. Ich schenke Kaffee aus, ich verteile Kuchen, ich lächle meine Familie an. Wir reden, und wir essen.

»Ich bin gleich mit Fred zum Tennis verabredet«, sagt Andreas.

»Schön«, sage ich und lege ihm ein zweites Stück Kuchen auf den Teller.

Die Sonne scheint, und die Rosen blühen. Ich freue mich über meine geglückte Inszenierung: Das perfekte Bild einer perfekten Familie.

5

»Haben wir keine Zahnpasta mehr?« Andreas kommt mit der Zahnbürste in der Hand ins Schlafzimmer. Ich liege nach meinem rituellen Entspannungsbad bereits im Bett und lese.

»Doch. In der rechten Schublade im Bad.«

»Da hab ich geguckt. Da ist keine.«

Ich tue so, als hätte ich nichts gehört und lese weiter. Er geht zurück ins Bad. Ich lausche. Schubladen werden aufgezogen, Schränke durchsucht.

»Ich finde keine«, sagt er mit hilflosem Blick.

Mit einem Seufzen quäle ich mich aus dem Bett und habe mit einem Griff die neue Tube in der Hand. *Bist du blind?!* »Hier, mein Schatz!«, sage ich.

»Ach? Hab ich nicht gesehen.«

Ich lege mich wieder hin und starte einen neuen Leseversuch. Andreas lässt sich schwer neben mich fallen. »Puh, ich bin geschafft«, stöhnt er und schaltet den Fernseher an. Er zappt in ein paar verschiedene Sendungen und landet schließlich bei einem Fußballspiel auf einem Sportkanal.

»Idiot, schieß doch. Du stehst allein vor dem Tor.«

»Andreas!«, sage ich. Ich lege das Buch zur Seite, lösche das Licht und schließe die Augen.

Er streckt mir seine Hand entgegen. »Schlaf, Bienchen«, sagt er.

»Dann mach den Ton leiser«, sage ich.

»Das Spiel ist gleich vorbei.«

»Hmmpf«, murmele ich und ziehe mir die Decke über die Ohren.

»Schon gut.« Er drosselt die Lautstärke, ich versuche zu

schlafen. Es geht nicht. Irgendwann schaltet er den Apparat aus und dreht sich auf die Seite. »Nacht, Schatz«, murmelt er. Es dauert keine fünf Minuten, bis ich seinen gleichmäßigen Atem höre. Und noch etwa zehn Minuten, bis er anfängt leise zu schnarchen. Dafür bin ich jetzt wieder hellwach.

Meine Gedanken gehen auf Wanderschaft. Ich bin zweiundfünfzig. Und jedes Lebensjahr scheint schneller zu vergehen als das vorherige. Die Zeit zerrinnt mir zwischen den Fingern, so unaufhaltsam wie der Sand in einer Sanduhr. In mir ist eine unbestimmte Sehnsucht, ich weiß nicht genau wonach, nach einem anderen Leben vielleicht. Und sofort meldet sich meine innere Stimme wieder und schimpft: *Dir geht's doch gut!* Ich denke an früher. An meine Wünsche und Erwartungen. Daran, dass ich als Kind Malerin werden wollte. Bis ich begonnen habe, mein Vorbild – meinen Vater – zu hassen. Dann Architektin. Stattdessen wurde ich schwanger. Danach war es erst recht vorbei mit der Selbstbestimmung. Habe ich Andreas zu früh kennengelernt? Hätte ich mein Leben besser gemeistert ohne ihn? Ich denke daran, wie fasziniert ich war, als ich ihm das erste Mal begegnet bin. So eingenommen von seiner souveränen, ruhigen Art und seinem guten Aussehen. Den Kontrast seiner dunklen Haare zu stahlblauen Augen fand ich unwiderstehlich. Ich erinnere mich gut an meine Aufregung bei unseren ersten Treffen.

Die Aufregung hat sich längst gelegt. Jetzt finde ich das Zusammenleben oft anstrengend. Es fühlt sich irgendwie schwer an, als würde er wie ein Stein auf mir liegen. Schon während ich das denke, finde ich mich selbst schon wieder unmöglich und ungerecht. Ich schimpfe mit mir

und zähle auf: Er ist ein guter Ehemann, er ist ein guter Vater, er liebt mich und unsere Kinder, er ist stabil und verlässlich. Gerade seine Verlässlichkeit war es doch, die ich am Anfang so wahnsinnig anziehend fand. Das war ich nicht gewohnt. Dann fallen mir unsere kleinen Rituale der ersten Jahre ein. Wenn er am Abend von der Arbeit kam, nahm er mich ganz fest in den Arm, er roch an mir und sagte, dass er meinen Geruch liebt und mich, und ich liebte es, wenn er mich auf diese Weise hielt.

Wann fing es an aufzuhören? Mit den Geburten unserer Kinder? Als wir ein knappes Jahr zusammen waren, wurde ich schwanger. Er war selig, und ich hatte Angst. Aber am Ende habe ich meine Zweifel ignoriert und mich von seiner Freude anstecken lassen. Und meiner Angst getrotzt.

Aber, sagt die andere Stimme in meinem Kopf, *da war er auch noch nicht so vereinnahmend, bequem und bestimmend. Nicht so unsensibel.* Es ist nämlich so, dass ich zwei Stimmen habe: Die eine ist die Stimme der Vernunft und die andere die der Aufsässigkeit. Frech, nörgelnd und vorlaut. Vielleicht bin ich ja eine multiple Persönlichkeit?

Ein Blick auf die Uhr. Fast halb zwei. Ich MUSS jetzt schlafen. Ich bin so müde. Andreas liegt neben mir und schläft den Schlaf der Gerechten. Ich höre, wie er atmet. Ruhig und gleichmäßig. Warum kann ich das nicht auch? Ich verändere meine Stellung. Von der Rücken- in die Bauchlage. Von der Bauch- in die Seitenlage. Ich ziehe mir die Decke bis über die Ohren, atme tief ein und aus und versuche nicht zu denken. Aber ich denke, mein Kopf lässt es sich nicht verbieten. Dieses unkontrollierte Grübeln macht mich wahnsinnig. Es bringt mich nicht nur um den Schlaf, sondern wahrscheinlich irgendwann

auch noch um den Verstand. Warum kann ich diese verflixte Denkmaschine nicht einfach abstellen? Ich zähle rückwärts, fange bei 999 an, 998, 997, 996 … und irgendwann werde ich von meinen Gedanken weggetragen. Im Dämmerzustand zwischen Schlaf und Wachsein höre ich meine Mutter wimmern: *Wo willst du denn hin? Sie kommt bestimmt gleich. Bleib doch hier!* Ich sehe meinen Vater, er hat mich entdeckt – *Du bist zu spät!* –, und er hebt den Arm.

»Guten Morgen.« Andreas ist gut gelaunt, als er sich, mehr als eine Stunde nach mir, an den gedeckten Frühstückstisch setzt. Er stellt seine Tasse unter den Kaffeeautomat, schwarz, ein Stück Zucker, setzt sich mir gegenüber und greift sofort nach dem Sportteil der Zeitung. Sein Hemd hängt locker über der Jeans, die Haare sind noch feucht vom Duschen und wie immer wirkt er ausgeglichen und unbeschwert.

»Was denkst du, wie spät wird es heute Abend?«, frage ich.

»Nicht so spät.«

»Definiere das mal, dieses *nicht so spät*.«

»Na, um sechs ist Schluss, dann bin ich um halb sieben, spätestens um sieben zu Hause.« Mit Blick in die Zeitung schmiert er sein Brötchen.

»Können wir nicht einfach mal reden?«, frage ich spontan.

Er hebt überrascht den Blick. »Über was denn?«

»Über irgendetwas. So wie früher?«

»Wenn wir reden, dann haben wir einen Grund, irgendein Thema, das uns beschäftigt. Das war früher so, und das ist heute so. Wenn du also etwas hast, was du mit mir besprechen möchtest, dann sag's doch einfach.«

»Ben holt gleich mein Auto ab. Er braucht es für seinen Umzug«, starte ich einen Versuch.

»Okay.«

»Da ist auch demnächst der TÜV fällig. Kümmerst du dich drum?«

»Mach ich.«

»Morgen fahre ich zu meiner Mutter.«

»Kannst mein Auto haben, wenn Ben deins noch braucht.«

»Danke. Aber er bringt es heute Abend wieder.«

»Gut«, sagt Andreas und fängt wieder an zu lesen. »Die Freiburger haben ihren Trainer gefeuert.«

Ich seufze und lasse ihn mit dem gedeckten Frühstückstisch und der Zeitung allein. Heute ist Putztag.

Während ich im Bad die Armaturen wienere, höre ich Andreas' ärgerliches Grummeln im Flur.

»Schatz, hast du einen Zettel mit Notizen von mir gesehen? Ich brauche ihn für das Seminar«, höre ich ihn rufen.

Einen Moment stehe ich still. Der zerknitterte Zettel steckt noch immer in meiner Jackentasche. »Nein«, rufe ich zurück und lausche. Noch immer suchend flucht er leise vor sich hin. Wird nicht fündig, weil er nicht fündig werden kann.

»Ich muss los, bis heute Abend«, sagt er schließlich.

»Soll ich uns etwas kochen?«

»Ja, wäre schön.«

»Vielleicht Spaghetti Bolognese?«

»Finde ich gut.«

Meine Mutter fällt mir ein. Ich muss sie anrufen und ihr sagen, dass ich erst morgen komme.

6

Ich fahre nicht ungern zu meiner Mutter. Nicht, dass es mir eine besondere Freude wäre, aber es ist eine von den angenehmen Pflichten. Ich glaube, ich finde es deswegen angenehm, weil ich für den Zeitraum der Fahrt nicht verfügbar bin. Für niemanden. Sie dauert eine knappe Stunde und führt durch idyllische Taunusdörfer und blühende Landschaften. Ich könnte natürlich auch über die Autobahn fahren, das würde den Zeitaufwand verkürzen, aber es wäre nur halb so schön.

Heute ist ein guter Tag. Keine schwarzen Löcher, keine Migräne, dafür jede Menge Sonne. Sie streichelt mein Gesicht. Ich setze die Sonnenbrille auf und fühle mich gut. Frei und leicht. Und irgendwie auch jung.

Als ich am Haus meiner Mutter ankomme, fällt mein Blick auf den nicht gemähten Rasen. Und es gibt noch weitere Spuren der Vernachlässigung. Am Wegrand sind einige verblühte Stauden, die geschnitten werden müssten, die Pflanzen in den Kübeln vor der Haustür lassen matt die Köpfe hängen. Ich prüfe mit zwei Fingern die Erde. Sie ist trocken. Das ist nicht ihre Art.

Meine Mutter ist dreiundsiebzig und noch sehr rüstig. Sie ist eine große, schlanke Frau, die, obwohl ich sie über viele Jahre devot und unterwürfig erlebt habe, nach außen schon immer stolz und aufrecht wirkte. Und noch immer wirkt. Devot und unterwürfig war sie nur bei meinem Vater. Und auch das nur, wenn wir unter uns waren. Sobald sich Besuch ankündigte, strafften sich ihre Schultern wie von selbst, und ihre Stimme bekam einen leichten, heiteren Klang. Manchmal kündigten sich Journalisten an. Sie kamen, stellten viele Fragen und